

# Schwerpunkt: Parteien und Gewerkschaften im gesellschaftlichen Umbruch

---

Jan Turowski

## Programmatik der Sozialen Demokratie heute: Das neue Grundsatzprogramm als kultureller Diskurs<sup>1</sup>

### I. Kultur und Politik im Beziehungsgeflecht

Der Titel meines Vortrags „Das neue Grundsatzprogramm als kultureller Diskurs“ geht mit einer gewissen Selbstverständlichkeit davon aus, dass ein Grundsatzprogramm auch eine kulturelle Dimension haben könnte, die sich sodann als Diskurs mit eigener Wertigkeit in die Gesellschaft verlängert.

Nun ist aber ein Grundsatzprogramm eindeutig dem gesellschaftlichen Subsystem des Politischen zugehörig, das sich über das Anliegen der *machtvollen* Durchsetzung eigener Ziele kennzeichnet. Und genau darum geht ja es in einem Grundsatzprogramm: die *eigenen Ziele* mit neuer Bedeutung auszufüllen und so als *kommunikative Machtressource* in Entscheidungsprozessen zu nutzen.

Ziel des Politischen ist – nach Talcott Parsons – über das *Medium Macht* die

verbindliche Steuerung der Gesellschaft, während das Kulturelle ein allgemeines, *der Steuerung vorgelagertes* Raster anerkannter Regeln und Institutionen. Dieses Raster stellt Sinn und Bedeutung, Konventionen und Normen bereit. Das politische und das kulturelle Subsystem beschreiben also zwei unterschiedliche gesellschaftliche Grundfunktionen und unterscheiden sich dementsprechend in ihren unterschiedlichen Handlungslogiken.

Dennoch existieren Politisches wie Kulturelles nicht in abgetrennten und „luftleeren“ Räumen, sondern sind über ein *komplexes Beziehungsgeflecht* miteinander verbunden:

*Auf der einen Seite* produziert Kultur unentwegt Sinnstrukturen, in denen Überzeugungen und Erwartungen, Welt- und Selbstbilder neu verfasst und immer wieder neu verhandelt werden; ein Kontext, in dem das Politische notwendig eingebettet ist.

*Auf der anderen Seite* sind Kultur und kulturelle Praxen, ihre Diskurse und ihre Bedeutung jeweils Ausdruck sozioökonomischer und politischer Bedingungen und historischer Erfah-

---

1 Der folgende Text ist die Dokumentation eines Vortrages, der auf der HDS-Tagung in Birkenwerder am 8.3.2008 gehalten wurde. Die darin formulierten Thesen sind für die nachfolgende Diskussion bewusst pointiert formuliert worden.

rungen; also das Ergebnis politischer Steuerung und Verfasstheit.

Das Kulturelle erzeugt also Muster der individuellen Orientierung und kollektiven Handlungskoordination, die zwingend mit dem Politischen interagieren. Und somit ist es eine *Binsenweisheit*, dass programmatische Ziele und Handlungsprinzipien der sie umgebenen politischen Kultur entsprechen und grundsätzlich als legitim erachtet und gesellschaftlich akzeptiert sein *müssen*.

Zugleich sind politische Programme, ganz besonders Parteiprogramme das verdichtete Ergebnis politischer Debatten, die zuvor von Personen (mitunter heftig) geführt wurden, die allesamt „Kinder ihrer Zeit“ sind. Da diese Personen durch die politische Kultur geprägt sind, in der sie leben, denken und fühlen, ebenso wie sie diese *selbst* prägen, muss man davon ausgehen, dass proklamierte programmatische Ziele und Werte selbstverständlicher und natürlicher Ausdruck eben jener politischen Kultur sind, in der sie formuliert werden. So gesehen wäre eine kulturanalytische Betrachtung eines SPD-Grundsatzprogramms eigentlich nicht sonderlich erkenntnisbringend, da man mit einer gewissen Berechtigung davon ausgehen kann, dass das Kulturelle in jeder politischen Formulierung und Forderung sowieso schon mitschwingt und sich automatisch ins Politische übersetzt.

Nun gut: Das Politische und Kulturelle überschneiden sich also in mannigfacher Hinsicht. Doch wenn man beide Systeme *allein* hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Handlungslogiken und – instrumente (Macht – Bedeutung) unterscheidet, dann wäre die Feststellung einer

Überschneidung oder einer Ko-Evolution der beiden Gesellschaftssysteme allenfalls von philosophischem oder gar ästhetischem Interesse. An dieser Stelle könnte man dann den Vortrag beenden.

Wenn man stattdessen feststellt, dass auch die Handlungsinstrumente des Politischen und Kulturellen interdependent sind, dass sich also *Macht wesentlich über Bedeutung* herleitet und umgekehrt, dann wird deutlich, dass das Eine immer auch eine komplementäre Ressource des jeweils Anderen ist.

Kultur ist keine unschuldig neutrale Entität ist, die irgendwo sphärenhaft und schützenswert jenseits von gut und böse oder von links und rechts über den Niederungen des Politischen und dessen Strukturen schwebt. *Kultur ist von Ideologie nicht zu trennen*, wenngleich sie nicht auf diese reduzierbar ist. Kultur beschreibt ideologische Operationen und ist zugleich deren Vehikel. Sie ist ein umkämpfter politischer Aushandlungs-ort, in dem Begriffe und Bedeutungen, Vorstellungen und Konzepte aufeinanderprallen und unentwegt um Hegemonie ringen.

Akzeptiert man nun *Kultur als einen Ort politischer – hier im Sinne machtvoller – Auseinandersetzung und folglich als zentrale Triebkraft historischen Wandels*, dann wird die Frage nach einer kulturellen Dimension des Grundsatzprogramms tatsächlich bedeutsam.

Dann ist es natürlich entscheidend so viel wie möglich der eigenen Werte und Ziele in den kulturellen Diskurs einzuschleusen. Dann ist Kultur etwas, um das man kämpfen muss. Dann ist die Frage wichtig, ob und wie man über ein Programm kommunikative Machtres-

sources für einen öffentlichen Verständigungsprozess akquirieren kann. Dann ist es tatsächlich entscheidend, ob sich aus dem Programmatischen politische *Überschussenergien ergeben*, die in der Kultur im weitesten Sinne oder auch in den Künsten bzw. in popkulturellen Produktionen *inhaltlich ähnlich ausgerichtete* bzw. analoge Diskurse und Praktiken stimulieren; oder ob man sich stattdessen in einer Kultur intellektuell defensiv auf „feindlichen Terrain“ definieren muss?

Das, was ich gerade ein wenig umständlich hergeleitet habe, war über weite Strecken des 20. Jahrhunderts auch bei den politischen Akteuren *common sense* und jeder politische Gestaltungsanspruch hatte –natürlich mehr oder weniger– immer auch einen impliziten kulturellen Anspruch.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten scheint sich das Politische vom Kulturellen zurückgezogen zu haben. Dies wird gemeinhin damit begründet, dass in der allseits anerkannten pluralen Demokratie das Politische nur noch Sachprobleme zu lösen habe und für große Gesellschaftsentwürfe längst kein Platz mehr sei. Politik wurde nunmehr als etwas beschrieben, das keine strukturellen Antagonismen oder Widersprüche mehr kenne und stattdessen nur noch nach „win-win“-Lösungen suche, von der alle in der Gesellschaft profitieren und die von allen befürwortet würden.

Wenn es in der Politik nun keine Antagonismen mehr gibt, dann gibt es logischer Weise auch keine mehr in der Kultur und das Streben nach kultureller Hegemonie würde jeglichen Sinn verlieren.

Ich denke, dass diese „Entpolitisierung von Politik und Kultur“ nicht nur eine Verarmung von Demokratie darstellt, sondern auch auf einer gänzlich falschen Konzeption von Kultur basiert. Denn Kultur ist *ideologisch nie farblos*; und das wiederum bedeutet, dass in dem Moment, in dem die Politik das Interesse an Kultur verliert und das kulturell Gegebene als alternativlos beschreibt, *die kulturelle Hegemonie einer Ideologie absolut ist*.

## II. Überschneidungsdimensionen im Politischen und Kulturellem

Es ist also durchaus sinnvoll, eine mögliche kulturell-diskursive Dimension in einem Parteiprogramm analytisch zu betrachten. Die eben skizzierte Überschneidung des Politischen und Kulturellen entfaltet sich meiner Meinung nach mit Blick auf das Grundsatzprogramm in *drei Dimensionen*.

In der *ersten Dimension* ist zu fragen, inwieweit ein Grundsatzprogramm ein zeitgemäßer Ausdruck der Kultur ist, in dem es sich artikuliert. Inwieweit formuliert es Antworten, die den jeweils dominanten kulturellen Wert- und Sinnkonstruktionen entsprechen? *Diese Dimension ist eigentlich banal*.

Denn natürlich – und dies ist auch sein Anspruch, Sinn und Zweck – spiegelt das Grundsatzprogramm einer in der Gesellschaft verwurzelten Partei immer auch die großen zeithistorischen und kulturell dominanten Strömungen und Fragen wider.

Mit dem *Godesberger Programm* reagierte die SPD in ihrer Öffnung als Volkspartei auch auf die Anforderungen einer sich zunehmend „nivellierenden

*Mittelstandsgesellschaft*“, mit dem *Berliner Programm* auf postmaterialistische Werte der neuen sozialen Bewegungen. Auch das *Hamburger Programm* versucht mit seiner eher unideologischen Beschreibung der Herausforderungen und Chancen der Globalisierung nicht nur den Begrenzungen nationalstaatlicher Steuerung gerecht zu werden, sondern *wohl* auch den pragmatischen Ansprüchen einer hochdynamischen und individualisierten Gesellschaft. Wenn man allerdings *nur* den kulturellen Kontext der individualisierten „Erlebnis- und Risikogesellschaft“, der Mediendemokratie und ein daraus folgendes „ideologisches Diskursvakuum“ der Parteien zum Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt, dann – eine süffisante Bemerkung sei an dieser Stelle erlaubt – stellt sich spätestens mit dem *Hamburger Programm* die Frage, ob ein Parteiprogramm in der traditionellen Form überhaupt noch zeitgemäß ist.

Die *zweite Dimension* hingegen ist sehr viel komplexer und weit schwieriger zu fassen, aber auch spannender. Hier geht es um die Frage, inwieweit ein Grundsatzprogramm *selbst* die sie umgebene Kultur prägt und ideell oder begrifflich beeinflusst.

Dabei geht es hier weniger um das Grundsatzprogramm als solches, das – wie man wohl einräumen muss – nur von sehr wenigen Menschen wirklich gelesen wird, als vielmehr um ein Programm als *Verdichtung des intellektuellen Zustands* der Partei, als Ausformulierung eines zu kommunizierenden Politikmodell oder zumindest als Vorstellung einer politischen Stoßrichtung. Inwieweit strahlen Ideen, Begriffe und

Definitionen in den gesellschaftlichen Gesamtdiskurs aus, die weit über die Artikulation und Vermittlung der „richtigen“ und angemessenen policy-Problemlösungen hinausreichen?

Das Godesberger Programm statete die Sozialdemokratie mit einem „progressiven Mandat“ aus und trug die Idee der sozialen Reformierbarkeit und Gestaltbarkeit der Demokratie gegen die Starre des Bestehenden in die Gesellschaft und in die Kultur. Das Berliner Programm kam hingegen zu spät und reproduzierte nur die Fragen der Zeit; das kulturell wirksame „progressive Mandat“ war hingegen längst zu anderen gesellschaftlichen Akteuren gewechselt.

An dieser Stelle möchte ich den Begriff „Kultur“ ein wenig differenzieren und neben „Kultur“ als sinngebender oder auch emotionaler Ordnung von Gesellschaft explizit auf deren *äußere Ausdrucksformen in Gestalt materialer, sichtbarer Praktiken und ästhetischer Produkte* verweisen, die ja „Kultur“ als Ganzes immer auch in die eine oder andere Richtung ziehen und zerren.

Als Beispiel bietet sich – ohne es als allerklärende Blaupause überstrapazieren zu wollen – das schillernde Jahr 1968 an. Denn das, was sich in diesem Jahr politisch explosionsartig zum Ausdruck brachte, hatte in den Kunstsystemen schon in den späten 1950/ frühen 1960er Jahren seinen Anfang. Diese Jahre sind geprägt von künstlerischen Experimenten, Aufbrüchen und Begriffsentwicklungen, die allesamt auch einen politischen Gestaltungswillen hatten. Von der Linken ging eine immense intellektuelle und kulturelle Attraktivität aus, die sich eigentlich erst im „Roten

Jahrzehnt“ (Gerd Koenen) der 1970er Jahre reformpolitisch ausleben konnte. (Auf die Dialektik dieser kulturellen Politisierung oder politisierten Kultur komme später noch einmal zurück.)

Wenn sich an einem bestimmten historischen Punkt *politisch-programmatische* mit den *kulturell-künstlerische* Zukunftshoffungen zumindest in den Randbereichen überschneiden (und ich denke, dass dies bis in die späten 1970er der Nach-Godesberg-SPD bis zum einem gewissen Grad gelungen ist), dann setzt dies große Sozialenergien und intellektuelle Potenziale frei, die letztlich auch (und natürlich *nie* ein-zu-eins) parteipolitisch zu aktivieren und zu binden sind. Im Grunde zehrt die SPD personell und intellektuell immer noch von diesen progressiven Jahren, wobei ich das Gefühl habe, dass der Vorrat mittlerweile aufgebraucht ist.

Angenommen diese zweite Dimension ist wahr, dass nämlich eine parteipolitische Programmatik auch kulturell-diskursive Spuren hinterlassen *kann*, dann ergibt sich eine *dritte*, eine *politisch-strategische* Dimension. Hier ist zu fragen, ob man denn diese oben erwähnten Überschussenergien bewusst herbeiführen kann, oder ob diese nicht vielmehr das Ergebnis eines kontingenten Zusammenstreffens historischer Momente und Dynamiken sind – und somit parteipolitisch nicht steuerbar. Problematisch ist, dass in dieser Dimension die beiden anderen Dimensionen *latent in einen Widerspruch* geraten können:

Versucht ein Programm einerseits die vorherrschenden kulturellen Werte weitgehend zu absorbieren und die eigenen Grundwerte dementsprechend

anzupassen oder versucht es stattdessen, entgegen vorherrschender kultureller Entwicklungen eigene grundwertegestützte Akzente zu behaupten oder sich gar bestimmten Tendenzen politisch entgegen zu stellen?<sup>2</sup>

Beide Strategien bergen große Gefahren: Wenn sich die (politische) Kultur in ihren dominanten Werteorientierungen so weit von den eigenen politischen Grundwerten wegbewegt, dann können durch *kontinuierliche Anpassungen und Modifizierungen* die eigenen programmatischen Ziele und Vorstellungen letztlich ihren originären Kern verlieren und sich nicht mehr sinnvoll von den Positionen der politischen Konkurrenz absetzen. Was dann politisch und programmatisch übrig bleibt, sind bestenfalls *technokratische Versuche*, Rudimente eigener Werte in eine neue Zeit hinüberzuretten.

Wenn hingegen ein Programm Werte, Ziele und Visionen proklamiert, die in der Kultur der gegebenen Gesellschaft keinen Resonanzkörper finden und somit als naiv, nicht zeitgemäß oder überholt, fremd oder gar bizarr wahrgenommen werden, dann erzeugt dies nicht nur keine diskursiv-kulturellen Überschussenergien, sondern wirkt schlicht und einfach *peinlich*.

### III. Kulturelle Grundlagen der Kontrollgesellschaft

Ich denke, dass es bei der Frage, ob und inwieweit sich sozialdemokratische Grundwerte und Politikziele diskursiv

---

2 Dies sind selbstverständlich nur idealtypische Alternativen, die sich in der politischen Realität nicht in dieser Ausschließlichkeit finden.

auch ins Kulturelle verlängern können, darauf ankommt, sich das *gegenwärtige Bedingungsgefüge* von Kultur, Politik, Ökonomie und Subjektivität kurz vergegenwärtigen.

Warum hat das Sozialdemokratische in weiten gesellschaftlichen bzw. kulturellen Sphären nicht mehr das Image der strahlenden Zukunft, sondern oft das einer langweiligen, muffigen Gesellschaft mit allgemeiner Bevormundung? Hier spielt offensichtlich auch die postmoderne Tendenz zur Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile eine Rolle: ein allgegenwärtiger Überdruß an kultureller Normierung oder eine Abneigung gegenüber jeglichen Formen kollektiven Lebens.

Und die Modernisierungsvokabeln des „Dritten Weges“, die allzu freudig den neoliberalen Subjektivierungs- und Selbstgestaltungsimperativ aufgriffen und in den 1990er Jahren als Inbegriff einer Renaissance der europäischen Sozialdemokratie gefeiert wurden – Fairness, Chancengleichheit, Marktfähigkeit usw. – sind heute längst wieder in der Versenkung politischer Ideengeschichte verschwunden. Heute muss man wohl sagen, dass die allgegenwärtige sozialdemokratische Rhetorik des „Pragmatismus“ sich aus kulturell-intellektueller Sicht wie eine freiwillige Reduktion oder Abrüstung des eigenen kritischen und kreativen Denkens darstellte und die Sozialdemokratie heute angesichts der realen Lage des globalen Kapitalismus ideen- und begrifflos zurückließ.

Ideen und Werte, Begriffe und Konzepte sind immer in eine sie umgebene Kultur eingebettet, die ein spezifisches Interpretationsangebot bereitstellt. Wie

und inwieweit die Sozialdemokratie ihre Politik nach außen kommunizieren kann, hängt davon ab, ob sie dabei auf entgegenkommende Werte und politische Sinnorientierungen trifft oder nicht. Bei Umfragewerten von weniger als 30% für die SPD scheinen offensichtlich traditionelle sozialdemokratische Werte wie Gleichheit oder gesellschaftliche Solidarität immer weniger auf ihre kulturelle Entsprechung zu treffen (ob dies tatsächlich so ist, lasse hier bewusst offen).

Die Globalisierung als neoliberal begründete Deregulierung ging immer auch einher mit der kulturell begründeten Mobilisierung, Flexibilisierung und letztlich auch Prekarisierung von Subjektivität. Diese Subjektivierungs- und Individualisierungsprozesse bestimmen zunehmend die Kultur der spätmodernen Gesellschaften.

Mit der Ausbreitung der postfordistischen Produktionsformen, in denen so genannte „flache“ Hierarchien Stempeluhr und Fließbandmonotonie ersetzt haben, ist der „Subjektbedarf“ im Sinne kreativer und verantwortlicher Eigenleistung gestiegen. Die ehemals betreuten, aber auch disziplinierten Individuen werden zunehmend zu freien Unternehmern. Sie sind dabei in jeder Beziehung „befreit“: „frei“ von inneren Zwängen, aber auch „frei“ von jeder Fürsorge und Sicherheit. Autonomie bedeutet oft Zwangsprivatisierung. Die Rückseite dieses Prozesses ist die Ästhetik der Selbstverwirklichung. Oder in den Worten Daniel Bells: „Der Hedonismus ist die kulturelle, wenn nicht gar moralische Rechtfertigung des Kapitalismus geworden – das Vergnügen als Lebensstil“.

Um diese kulturelle, politische und ökonomische Transformation zu fassen, möchte ich auf einen Begriff zurückgreifen, der die Kulturdebatten der 1990er Jahre außerordentlich prägte: Die Kontrollgesellschaft.

Mit „Kontrollgesellschaft“ beschrieb Gilles Deleuze eine neue Figur der Vergesellschaftung, die die traditionelle Disziplinargesellschaft ablöst. Während in der Disziplinargesellschaft Individuen immer in den Maschen der Disziplinarmacht zirkulieren, d. h. sie stets in einer Position sind, in der sie diese Macht zugleich erfahren und ausüben, verbindet die Kontrollgesellschaft Freiheit und Herrschaft *in der paradoxen Figur* „freiwilliger Selbstkontrolle“. In der Disziplinargesellschaft ging es um Disziplinierung, Normierung und Normalisierung, in der Kontrollgesellschaft geht es um Flexibilität, Motivation und Selbstorganisation. So wie „das Unternehmen die Fabrik ablöst, löst die *permanente Weiterbildung tendenziell die Schule ab*.<sup>3</sup>

Entscheidend ist, dass die künstlerischen Aufbrüche der 1960er Jahre und vor allem auch die Jugendkulturen *unabsichtlich* bei der Entstehung dieser Kontrollgesellschaft mitgeholfen haben. Denn die Voraussetzung der Disziplinargesellschaft waren so genannte „Einschließungsmilieus“ (die bürgerliche Kleinfamilie, das Gefängnis, die Schule, die Kaserne, die Fabrik) in denen man ununterbrochen kontrolliert und diszipliniert wurde. „Die kulturellen und künstlerischen Bewegungen jener Zeit

protestierten gegen *diese autoritäre Einschließung* und trugen somit dazu bei, *das Leben in einen endlosen Fluss flexibler Fähigkeiten zu verwandeln*. Herausgerissen aus allen korporativen Verankerungen wurde das Leben zum Planungsbüro des individuellen Lebensentwurfs. Das „Draußen“, das dem „Aussteiger“ noch vor drei Jahrzehnten als praktikierbare Utopie der Flucht aus (kon)formierter Gesellschaft erschien, ist keine Alternative“. *Dabei-Sein ist heute Alles*. Scheitern ist wieder Privatsache.

„Ob sie wollten oder nicht, die Popkulturen wurden zur gesellschaftlichen Avantgarde der Durchsetzung der neuen Werte des Konsumismus. Sie wehrten sich gegen die fabrikartig organisierte Welt der Eltern, gegen die ständige Disziplinierung und verlangten von der Kulturindustrie die Einlösung ihrer Versprechen – *hier und jetzt*. Dadurch vermischten sich Werte von Produktions- und Konsumtionssphäre unauflöslich. Spaß und „Gut-drauf-sein“ ist heute nicht mehr auf bestimmte Reservate begrenzt, sondern zur endlosen Ressource sowohl der Arbeits- als auch der Freizeitwelt geworden. Im Unternehmen schufte die Mitarbeiter als es ihr persönliches Vergnügen, und in der Freizeit vergnügen sie sich, als ginge es ums Schufte“

Selbstverwirklichung, Kreativität und Spaß sind nicht länger jugendkulturelle Forderungen; sie sind Anforderungen der Unternehmer an ihre Mitarbeiter. Das Unternehmen benötigt eben keine Rädchen im Getriebe mehr. Indem die Beschäftigten sich selbst verwirklichen, verwirklichen sie auch das Unternehmen – immer flexibel, immer lernfähig, immer kreativ und immer bereit.

3 An dieser Stelle hätte Deleuze wohl den Begriff „Ich-AG“ verwandt, hätte er ihn schon zur Verfügung gehabt.

Übrigens scheppert die Kontrollgesellschaft auch recht heftig in den neuen links-neoliberalen Selbstverwirklichungs-Diskursen der *Creative Class*, der „Netzwerke“, der „immateriellen“ Ökonomie, des flexiblen und prekären Freiberuflertums in der urbanen Kultur- und Projektwirtschaft.

„Die Jugendkulturen wurden schließlich zur *Avantgarde ihrer Abschaffung*. Denn je mehr der mit Jugendlichkeit verkoppelte Konsumismus ins Zentrum der Gesellschaft rückte, desto mehr wurde die Gesellschaft durch ihren Konsum jugendlich. „Jugend“ wurde schließlich zu einem Instrument der ständigen Selbstkontrolle“: Sehe ich noch gut genug aus, bin ich noch fit, flexibel und mobil genug, bin ich für den neuen Job nicht zu alt? Brauche ich nicht eine neue Wohnungseinrichtung, muss ich nicht im Fitness-Studio meinen Körper stählen, muss ich nicht auch mit jugendlichen Übermut in den Erlebnisurlaub fahren?

*Für die hier vorgenommene Fragestellung ist entscheidend, dass die Kultur des Neoliberalismus hegemonial ist.* Nichts scheint heute verpöner als die politische Kritik an der Kontrollgesellschaft. Der kapitalistische Markt, der momentan in ganz traditionellem Sinne die Reichen immer reicher macht und die Gruppe der Unbrauchbaren immer größer werden lässt, gilt allgemein als unantastbar. „Joachim Hirsch sprach bereits von einem „zivilgesellschaftlichen Totalitarismus“. Offenbar ist im sozialen Leben außer der individuellen Selbstverwandlung kein politischer Handlungsentwurf mehr vorgesehen“.

#### **IV. Das Fehlen visionärer Überschüsse der Sozialdemokratie**

Nun stellt sich am Schluss die Frage, ob die Sozialdemokratie wenigstens irgendeine Idee hat, wie sie sich gegen diese kulturelle Hegemonie positionieren kann. Denn wenn sie sich dagegen *nicht* abgrenzt, wird sie als politischer wie intellektueller Bezugspunkt über kurz oder lang historisch überflüssig.

Mit Blick auf das Hamburger Grundsatzprogramm würde ich sagen, die Sozialdemokratie hat *keine Idee* und – um gleich eine zweite Frage mitzubeantworten – die Chancen, dass sich sozialdemokratische Programmatik über das Politische hinaus diskursiv in die Kultur verlängert sind gleich Null.

Ich will hier nicht auf einzelne policy-Bereiche eingehen, sondern eher auf die Atmosphäre des Programms als Ganzes. Denn was darin geschrieben steht, ist im Großen und Ganzen ja alles richtig, oder vielleicht müsste man besser sagen: nichts ist wirklich falsch, und dennoch ist es – aus kultureller oder intellektueller Perspektive – *sterbenslangweilig*.

Was fehlt ist die große und alles verbindende Idee, ein *visionärer Mehrwert*, die Fortsetzung einer großen Erzählung in grundlegend veränderten Zeiten. Es fehlt die Lebendigkeit und Tatkraft und das Selbstbewusstsein, die Zukunft darzustellen.

Stattdessen positioniert sich die SPD vorsichtig als Spezialagentur für Globalisierungsrisiken. Auch wenn das Hamburger Programm in jedem Absatz die Zukunftsfähigkeit, ja -notwendigkeit des Sozialdemokratischen betont, wird man doch den Eindruck nicht los, dass das Programm letztlich ein Rückzugseffekt beschreibt.

Zwischen den Zeilen wirkt das Programm ratlos, weil kein *Instrumentarium kritischer Reflexion mehr zu Verfügung steht*. Man möchte einen „sozial verantwortlichen Unternehmer“, ist gegen „lediglich kurzfristige Renditeorientierungen“, gegen „unkontrollierte Finanzmärkte“ und will sich der „Ökonomisierung aller Lebensbereiche widersetzen“. Alles gut und schön. Doch angesichts der Tatsache, dass sich heute wieder mehr denn je (und nach Jahren sozialdemokratischer Regierung) obszöner und geschmackloser Reichtum und Massenarmut gegenüberstehen, könnte es mal wieder an der Zeit sein, den Verhältnisse auf den Grund zu gehen und sie aus ihrem inneren Widerspruch heraus zu kritisieren.

*Das Ende der Kritik ist auch das Ende der Reflexion. Und da wo es keine Reflexion gibt, können keine Überschussenergien produziert werden, die sich ins Kulturelle verlängern.*

Da wo die Sozialdemokratie am eigenen Gestaltungsanspruch verzagt, erzeugt sie ein kulturell-diskursives Vakuum.

Das Hamburger Programm hat sich *so sehr der ersten Dimension verschrieben*, nämlich *sich* der kulturellen Hegemonie des Neoliberalismus *anzupassen* und Sozialdemokratisches irgendwie noch mit hineinzuschreiben, dass für die zweite Dimension, nämlich gegen den kulturellen Mainstream eigene Positionen zu formulieren, gar kein mehr Platz blieb.

Was die *dritte Dimension* einer bewussten und gezielten kulturellen Selbstpositionierung angeht, hatte die SPD in den letzten Jahrzehnten *sowieso* kein Bewusstsein. Dies liegt wahrscheinlich darin begründet, dass ihr eine kom-

plette Generation von Kulturintellektuellen oder sagen wir besser: *realistischen Visionären* fehlt. Aus diesem Grunde konnte sich in den letzten Jahrzehnten kein neues kritisches Vokabular in der Sozialdemokratie etablieren. Doch genau das braucht es. Denn eine Kritik an der Kontrollgesellschaft, am neuen Kapitalismus bleibt zwangsläufig machtlos, wenn sie versucht, die Gegenwart an vergangenen Idealen zu messen oder die sozialen Konflikte heute mit Begriffen beschreibt, die in der ökonomischen Realität des 21. Jahrhunderts keinen Sinn mehr ergeben.

#### **V. Spannung von Vision und Realem – gegen die Reduktion auf sozialdemokratischen Pragmatismus**

Ich kenne die Argumente, dass in einer lebensweltlich zunehmend fragmentierten Gesellschaft und unter Druck der Präsentations- und Selektionslogik der Medien die Zeit für große politische Ideen, für „Marko-Visionen“ endgültig vorbei ist. Auch ist mir natürlich bewusst, dass die Handlungsspielräume des Politischen insgesamt – auch, aber nicht nur wegen der Globalisierungsenger geworden sind. Angesichts eben dieser Veränderungen glaubten Sozialdemokraten in den letzten 20 Jahren, sie hätte die Zeichen der Zeit verstanden. Die kapitalistische Wirklichkeit so wie sie ist anzuerkennen und darin pragmatisch Gestaltungsmöglichkeiten zu suchen, wurde als Inbegriff einer modernen Sozialdemokratie proklamiert. Alles, was darüber hinausging, wurde als gefährliche oder zumindest naive Spinnerei abgetan. Und so scheint auch in der SPD der „Status quo zum Fetisch

der Unübersteigbarkeit von Handlungs-  
grenzen“ geworden zu sein.

Doch ich denke, dass die Gesellschaft  
schon wieder in ganz anderer Richtung  
unterwegs ist. Ich habe den Eindruck, die  
Gesellschaft und die Kultur dürstet förm-  
lich nach dem Neuen, nach zeitgemäßen,  
vielleicht sogar gewagten Antworten.

Damit die Sozialdemokratie *als Idee*  
in der Gesellschaft einen Ort hat, eine his-  
torische Legitimation, braucht sie not-  
wendig *Perspektiven einer Welt*, die über  
das unmittelbar Machbare hinausgehen.  
Allein die politische Vision ist es, die sich  
in die Sphäre der kulturellen Produkti-  
on, in den gesellschaftlich-kulturellen  
Diskurs verlängert. Denn es gibt keine  
Kultur ohne deutende Überschwäng-  
lichkeit, keinen Sinn ohne grundsätz-  
liches Überschreiten des Hier und Jetzt,  
der Umstände und Bedingungen der  
gegenwärtigen Lebenspraxis.

*Kultur braucht – quasi als Lebenseli-  
xier – Inspiration und Visionen des Poli-  
tischen.* Wo sie fehlen, sind Lähmungen  
und Politikverdrossenheit, das Erlahmen  
hoffungsvoller Erneuerungsbewegungen  
das Ergebnis. In einem politikverdros-  
senen kulturellen Kontext entzieht sich  
die Sozialdemokratie aber letztlich den  
Boden, auf dem sie gründet.

Ich denke übrigens, dass der gegen-  
wärtige Erfolg der Partei der Linken  
*auch* mit dem Fehlen einer modernen  
politischen Vision erklärt werden kann,  
auch wenn die Linke die Leerstelle einer  
zukunftsgewandten, modernen Vision  
eher mit einer *rückwärtsgewandten, ver-  
klärenden „Nostalgievision“* besetzt.

Um eines deutlich hervorzuheben:  
Es geht nicht darum, längst Vergangenes  
zu reaktivieren, Fluchtbürgen zu vertei-

digen, die längst nicht mehr umkämpft  
sind. Es geht auch nicht darum, einen  
notwendigen pragmatischen Reformis-  
mus zu diskreditieren – oder meinetwe-  
gen auch nicht das Steinbrück-Mantra  
„Zuerst den Haushalt konsolidieren“  
diskreditiert. Doch die Sozialdemokra-  
tie darf sich selbst nicht – will sie nicht  
als Sozial-Technokratie enden – auf die-  
sen Pragmatismus reduzieren.

In der SPD hat es immer Intellek-  
tuelle gegeben, die über den Status quo  
der gesellschaftlichen Ordnung hinaus  
dachten, die politische Macht mit Ethik  
verbanden und Allianzen mit Kunst und  
Kultur herstellten. Intellektuelle, die „Vo-  
kabulare“, „Symbole“ und „Sprachspiele“  
produzierten und politischen Prozesse  
über intellektuelle und auch imaginäre  
Deutungsdiskurse legitimierten. Intellek-  
tuelle schließlich, die sich im politischen  
Alltag und unter realen Bedingungen  
ständig eine „blutige Nase“ eingefangen  
haben. Aber wenigstens gab es paar Intel-  
lektuelle, denen die Realpolitiker eins auf  
die Nase geben konnten.

*Was heute fehlt ist eben genau diese  
Spannung.* Sozialdemokratie braucht im-  
mer beides: realistischen Pragmatismus –  
der das Gegebene nüchtern zur Kenntnis  
nimmt – und den *Sprung ins Andere.*

Es geht also um *Kulturkämpfe* inner-  
halb des Kapitalismus.

Es geht um eine „*Unruhe der Kultur*“  
im Sinne von *Handlungsstimulationen.*

Es geht um den Willen zur Veränderung.

Es geht um die *Vorstellung von Or-  
ten*, die sich der totalen Durchkapitali-  
sierung aller Lebensbereiche entziehen.

Es geht darum, angesichts neo-libe-  
raler kultureller Hegemonie eine *neue linke  
Identität* zu artikulieren und zu etablieren

Es geht *aber auch* darum, das Kategoriesystem gesellschaftlicher Selbstbeschreibung, das mit dem Sieg der Kontrollgesellschaft *kulturalisiert* wurde und soziale Unterschiede als konsumistische Stilprobleme abtut, wieder zu *politisieren*.

Es geht letztlich um die *visionäre Frage*, wie ein neuer übergreifender Wertezusammenhang beschaffen sein muss, der einerseits durch neue Formen der gesellschaftlichen Solidarität den destruktiven Tendenzen einer weiteren Individualisierung und Subjektivierung entgegenwirkt, ohne *andererseits* dem Pluralismus liberaler Gesellschaften zuwiderzulaufen?

Kurzum: Für die kulturelle Strahlkraft der Sozialdemokratie ist die Tatsache, dass es im Parteiprogramm *keine Spannung* mehr zwischen Vision und Pragmatik gibt, gerade nicht der allseits gefeierte

Fortschritt, *sondern eher ein Defizit*. Denn nur eine solche Spannung würde die so wichtigen Energien erzeugen, die kulturelle Diskurse als Antriebskraft brauchen.

### Literatur

- Bell, Daniel (1985): *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt/Main u.a.: Campus.
- Deleuze, Gilles (1993): *Unterhandlungen 1972-1990*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hirsch, Joachim (1995): *Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus*. Berlin u.a.: ID-Archiv.
- Holert, Tom/ Terkessides, Mark (Hrsg.) (1996): *Mainstream der Minderheiten. Pop in der Kontrollgesellschaft*. Berlin: ID-Archiv.
- Meyer, Thomas (2003): *Was ist Politik*. Opladen: Leske + Budrich.